

Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes
Herausgeber: Schweizerischer Gewerkschaftsbund
Band: 46 (1954)
Heft: 12

Artikel: Bekommt auch England sein Rassenproblem?
Autor: Sherwood, Ray
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-353669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

man gerechterweise den Weg messen will, der noch zurückzulegen ist, darf man nicht übersehen, zu bewerten, was bisher geleistet wurde.

Wie es in der Rassenfrage im allgemeinen nur mehr einen Weg vorwärts, zur allmählichen, aber schließlich doch restlosen Aufhebung der Rassen-Segregation und -Diskrimination gibt — trotz allem Lärm, den die Vertreter der «weißen Superiorität» noch immer machen —, so gibt es auch für die amerikanischen Gewerkschaften nur *einen*, kaum mehr angefochtenen Weg der Gewerkschaftspolitik im Süden: sozialer Aufstieg der Weißen und Schwarzen durch eine Politik, die jede Ungerechtigkeit gegen die Neger eliminiert, weil sie notwendigerweise auch zu wirtschaftlichen Nachteilen für die weißen Gewerkschaftsmitglieder führt. Die Zeit ist nahe, in der die Gewerkschaften auch in den Südstaaten «farbenblind» sein, das heißt den Unterschied in der Hautfarbe gar nicht mehr merken werden.

Otto Leichter New York.

Bekommt auch England sein Rassenproblem?

Bis vor kurzem verdamnte England mit aller denkbaren moralischen Entrüstung jede Kundgebung von Rassenvorurteil in Amerika, und diese Entrüstung war vollkommen ehrlich. Allerdings war sich England einer wichtigen Seite des Problems nicht bewußt: Daß es, soweit die britischen Inseln in Frage kamen, von Rassenvorurteilen frei blieb, war im großen und ganzen die Folge einer in solchem Umfang den Kolonien aufgezwungenen Rassendifferenzierung, daß die wenigsten Menschen im Vereinigten Königreich auch nur eine Ahnung von den Problemen hatten, die sich ergaben, wenn Männer und Frauen verschiedener Rassen, Traditionen und Lebensgewohnheiten in denselben Straßen oder Häusern leben oder an denselben Arbeitsstätten arbeiten mußten. Die Eingeborenen der Kolonien hatten nämlich in ihren Heimatländern eine niedrigere gesellschaftliche Stellung so lange Zeit fast als selbstverständlich hingenommen, daß sie ihnen zur zweiten Natur geworden war, und nur wenige farbige Menschen kamen jemals nach England. Der Zufluß nach England war so gering und die gesellschaftliche Stellung derjenigen, die kamen — hauptsächlich Anwärter des Indischen Beamtenkorps und einige Radschas oder eingeborene Nabobs —, verhältnismäßig so hoch, daß es kaum jemals Anlaß zu Reibungen gab. Die Radschas mieteten ganze Etagen in Luxushotels und brachten ihre eigene Dienerschaft mit, und die Fremdenheimbesitzer, welche den studierenden Beamtenanwärtern Unterkunft gewährten, waren im allgemeinen des Geldes froh, das so hereinkam. Immerhin gab es schon damals Wirte, die ihre Heimstätten ohne das geringste Zeichen des Bedauerns als «voll besetzt» bezeichneten, wenn ein farbiger Stu-

dent Quartier suchte. Und ein Farbiger, der in England sich seinen Lebensunterhalt verdienen wollte, war — wenn man von den großen Häfen mit der in ihnen üblichen Toleranz absieht — eine seltene Ausnahme.

Heute sind die Verhältnisse völlig anders. An die Stelle relativ weniger Weißer, die aus England nach Uebersee reisen, um in Indien oder anderen Gebieten des Imperiums führende Stellungen zu beziehen, ist ein großer und ständig wachsender Zustrom von Farbigen, hauptsächlich aus Westindien, nach England getreten. Diese Einwanderung ist auf drei Ursachen zurückzuführen. Erstens haben die Westinder aus dem Krieg und den politischen Veränderungen in anderen Teilen der Welt gelernt, daß ihr dauerndes Elend ihnen nicht von der Vorsehung als Schicksal zgedacht war. Die zweite Ursache — im Zusammenhang mit der ersten — ist die Vollbeschäftigung in England. Die dritte ist das gesetzliche Recht jedes britischen Bürgers innerhalb der Grenzen seines Bürgerrechts zu reisen, wohin es ihm beliebt, und sich anzusiedeln, wo es ihm behagt.

Und so braucht der Westinder nur die Ueberfahrtskosten nach England aufzubringen (oft genug, indem er ein Darlehen zu 10 Prozent Zinsen aufnimmt), um die Arbeitslosigkeit oder die Hungerlöhne auf seiner Heimatinsel hinter sich zu lassen und besser bezahlte Beschäftigung in England zu finden. Zugegeben, in den letzten Wochen kamen Fälle vor, in denen weiße Arbeiter sich gegen die Aufnahme von Jamaikanern aussprachen und die Zusammenarbeit mit ihnen ablehnten, im allgemeinen jedoch fanden alle Neuankömmlinge einige Wochen nach ihrem Eintreffen mehr oder weniger passende Arbeitsgelegenheiten.

Die letzten und annähernd richtigen Schätzungen (genaue Zahlen sind nicht erhältlich, weil es keine gesetzliche Kontrolle der Aufenthaltsveränderung britischer Untertanen innerhalb des Commonwealth gibt) sprechen von einem Gesamtzufluß von 5000 Westindern nach England im Jahre 1953. Für 1954 wird eine Gesamtzahl von 10 000 Einwanderern angenommen, für 1955 eine solche von 20 000 erwartet. Ihre wirtschaftliche Absorption ist in England bisher auf keine ernsten Schwierigkeiten gestoßen, wenngleich manche sich mit weniger qualifizierter Arbeit zufrieden geben mußten, als sie erwartet hatten. Weniger zufriedenstellend jedoch ist die Lage in bezug auf die Behausung dieser Menschen. Die Schwierigkeiten beginnen an eben diesem Punkte.

Die Wohnungsnot ist noch immer so groß, daß Zehn-, wenn nicht gar Hunderttausende ehrbarer Arbeiterfamilien aus Häusern und Straßen nicht umziehen können, die unter normalen Verhältnissen längst abgerissen und neu aufgebaut worden wären. Andererseits sind die Neuankömmlinge an höchst primitive Wohnstätten gewöhnt und fühlen sich jedenfalls glücklicher, wenn sie unter an das neue Land bereits akklimatisierten Landsleuten wohnen können. Also

strömen sie nach eben den Bezirken, in denen schon eine gewisse Unzufriedenheit und Spannung herrscht; sie drängen sich in Häusern zusammen, die gewöhnlich bereits einem Farbigen gehören oder von ihm gemietet wurden, der den «Grünhörnern», die er zu zehn in einem Zimmer schlafen läßt, wöchentlich ein Pfund für die Miete abnimmt (12 sFr.). Wenn es in einem solchen Hause nur zwei oder drei vermietbare Zimmer gibt, so bedeutet das schon, daß darin zwanzig oder dreißig Menschen schlafen, sich waschen, kochen und ihren Müll in den merkwürdigsten Behältern vor die Eingangstür stellen.

Betont muß hier werden, daß, von seltenen Ausnahmen abgesehen, die Immigranten sauber, ordentlich und fleißig sind. Dennoch wird ihr Zufluß in ein bestimmtes Wohngebiet zu einem aufreizenden und manchmal sogar zu Spaltungen führenden Faktor. Man darf dabei nicht außer Betracht lassen, daß ungeachtet der nun Jahre währenden Vollbeschäftigung die Angst vor Arbeitslosigkeit in den Köpfen derjenigen Arbeiter weiterspukt, die alt genug sind, sich an die Lage in den Vorkriegsjahren zu erinnern. Und wenn diese Arbeiter an die Möglichkeit der Arbeitslosigkeit denken, geht ihnen bald das alte Schlagwort von den «Ausländern» durch den Kopf, die für Hungerlöhne zu arbeiten und den englischen Arbeiter zu verdrängen bereit sind. Daher gelegentliche Zwischenfälle, Streitigkeiten und Weigerungen, mit den Westindern zusammenzuarbeiten, wie sie in letzter Zeit vorkamen.

Solche Zwischenfälle waren weder zahlreich noch irgendwie sensationell, aber sowohl alle Zeitungen als auch die Politiker der Konservativen und der Arbeiterpartei erkennen an, daß hier Voraussicht und vorsichtiges Vorgehen angebracht sind. Mehr als ein kurzsichtiger — und ungefragter — Ratgeber, glücklicherweise jedoch keiner in verantwortlicher Stellung, hat als einfachstes Mittel zur Behebung aller Schwierigkeiten das Verbot oder zumindest eine kräftige Einschränkung der Einwanderung aus Westindien vorgeschlagen, was natürlich ein albernere, von Panik diktiert er Einfall ist, denn eine solche Maßnahme wäre wohl am geeignetsten, alles, was es noch an Loyalität und Kohäsion im Britischen Commonwealth gibt, zu zerstören.

Demgegenüber ist festzustellen, daß die öffentliche Meinung beeinflussenden Faktoren von dem ganz links stehenden «New Statesman and Nation» bis zur ultrakonservativen «Sunday Times» vollkommen in bezug auf die einzig mögliche Lösung des Problems übereinstimmen: die Lebenshaltung und soziale Sicherheit in Westindien muß so gründlich und schnell gehoben werden, daß die Westindier jede Lust verlieren, ihre sonnige Heimat zu verlassen, um unter dem grauen Himmel Englands einen Lebensunterhalt zu suchen und ein bisher nicht vorhandenes Rassenproblem zu schaffen.

Ray Sherwood, London.